

Die Schillerfeier

am

9. Mai 1905

bei der

Königlichen Realschule

zu

Culm.



Wissenschaftliche Beilage
zu dem zweiundsiebzigsten Jahresberichte.

Von dem Direktor Professor Dr. Wilhelm Heine.

50

1906.

Carl Brandt's Buchdruckerei (G. Goerz)
Culm.

900
1 (1906)

50

Allen gehört, was du denkst; dein eigen
ist nur, was du fühlst.
Soll er dein Eigentum sein, fühle den
Gott, den du denkst.



Als Friedrich Schiller*), im Alter von 24 Jahren Theaterdichter in Mannheim, Ende Mai des Jahres 1784 von vier ganz fremden Personen aus Leipzig Briefe und Zeichen der Verehrung erhielt, wurde ihm eine ganz unverhoffte Freude zu teil, die ihn gegen seine mütterliche Freundin, die Frau von Wolzogen in Bauerbach, zu dem Bekenntnis führte, er freue sich seines Dichterberufes. Der Gedanke, daß in der Welt vielleicht mehr solcher Zirkel seien, die ihn unbekannt liebten und sich freuten, ihn zu kennen, daß vielleicht in 100 und mehr Jahren, wenn auch sein Staub schon lange weht, man sein Andenken segnen und ihm im Grabe noch Tränen der Bewunderung zollen werde, dieser Gedanke war dessen die ausgesprochene Ursache. Und wenn der Professor Schiller in Jena als Fünfunddreißigjähriger dem Philosophen Fichte schrieb: „Daß in 100 oder 200 Jahren, wenn neue Revolutionen über das philosophische Denken ergangen sein werden, Ihre Schriften zwar genannt, aber nicht mehr gelesen werden, dies liegt eben so sehr in der Natur der Sache, als es darin liegt, daß die meinigen alsdann zwar nicht mehr, aber gewiß auch nicht weniger denn jetzt gelesen werden“, so ist diese wie jene erste Prophezeiung wirklich in Erfüllung gegangen.

An dem Tage, an welchem Schiller vor hundert Jahren die Zeitlichkeit segnete, legt das ganze deutsche Volk weit über die Grenzen des neuen Deutschen Reiches hinaus ein freundiges Zeugnis dafür ab, daß es Schiller und seine Werke noch immer kenne und liebe, ihn vielleicht besser kenne und inniger liebe als vor hundert Jahren. Diese Erscheinung erklärt sich aus des Dichters Persönlichkeit und aus seinen Werken.

*) Unter der Ueberschrift „Schiller. Zum 9. Mai 1905“ erschienen die folgenden Aufsätze in den ersten Nummern der Culmer Zeitung als Vorbereitung auf diesen Tag.

I.

Schillers Persönlichkeit.

Das deutsche Volk kennt seine Persönlichkeit aus dem Bilde, welches Chr. Gottfried Körner im Jahre 1812 und Schillers Schwägerin Karoline von Wolzogen im Jahre 1830 entworfen haben. Da man aber besonders seit der Hundertjahrfeier vom 10. November 1859 des Dichters Wesen immer tiefer zu ergründen versucht und auch neuerdings wieder mit Begeisterung schön und wahr dargestellt hat, so seien für alle Schillerverehrer wenigstens einige dieser Veröffentlichungen angeführt. Volkstümlich geworden sind die Schillerbiographie von Balleste und Scherr's „Schiller und seine Zeit.“ Ein schönes Buch ist auch J. Wychgrams „Schiller, dem deutschen Volke dargestellt.“ Rein wissenschaftliche Zwecke verfolgen die vier noch nicht abgeschlossenen Biographien von R. Weltrich, Otto Brahm, Jakob Minor und Karl Berger. Die neuesten Veröffentlichungen sind Otto Harnacks „Schiller“ (1898), ferner Ernst Müllers „Regesten zu Schillers Leben“ (1900) und desselben Verfassers „Schillerbüchlein“ (1905), endlich die Schrift von Fritz Jonas, dem Herausgeber von Schillers Briefen, über des Dichters Seelenadel (1904). Wer dieser Schriften eine liest, wird dem großen Dichter menschlich immer näher treten, er wird fühlen und verstehen, daß in seiner Persönlichkeit die Quelle der Liebe und Verehrung, welche ihm auch die Nachwelt zollt, zu suchen ist.

In diesen Zeilen sollen nur einige Grundzüge seines Wesens kurz angedeutet werden. Schiller vermochte das Leben nicht anders aufzufassen, als daß der Wille der Geschlechtscharakter des Menschen sei, daß ein jeder sich selbst seinen Wert gebe und der Wille den Menschen groß und klein mache. Als das edelste Vorrecht der menschlichen Natur galt es ihm, sich selbst zu bestimmen und das Gute um des Guten willen zu tun:

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und wär' er in Ketten geboren.

Durch diesen Glauben überwand er allen Zwang der seiner Natur widerstrebenden Erziehungsart auf der Militärakademie zu Stuttgart, der Karlschule, und seines Berufs als Regimentschirurgus. Seinem Genius folgend, verließ er Freunde, Familie und das württem-

bergische Vaterland. Als ihm auch Mannheim unerträglich geworden, bot ihm das Körnersche Haus in Dresden eine Heimat, in welcher der freien Betätigung des Genius die Bahn sich eröffnete. Aber Schillers Schaffenstrieb ließ ihn nicht lange auf dem Polster des Glückes still sitzen oder sich ausruhen. Unwiderstehlich strebte sein erhabener Geist nach dem Verkehr mit den ersten Geistern der deutschen Nation, welche damals in Jena und Weimar sich neben einander betätigten. Vom Hauche der Freiheit getragen und willensstark im Kampfe gegen das Schicksal, gelangte er dazu, insbesondere zu dem Bunde mit Goethe, fünf Jahre nachdem er durch die Uebernahme einer Geschichtsprofessur an der Universität zu Jena auch einen anderen für sein Lebensglück unentbehrlichen Wunsch nahezu erfüllt sah. Durch eine geregelte Berufstätigkeit erwarb er sich die Möglichkeit, in dienstfreien Stunden einer Muße sich zu erfreuen, in welcher sein Genius, frei von der Angst des Irdischen, sich glücklich entfaltete. Seine Begeisterung aber für Menschenfreiheit läuterte sich allmählich.

Freiheit liebt das Tier der Wüste,
Frei im Aether herrscht der Gott,
Ihrer Brust gewalt'ge Lüfte
Zähmet das Naturgebot;
Doch der Mensch in ihrer Mitte
Soll sich an den Menschen reih'n,
Und allein durch seine Sitte
Kann er frei und mächtig sein.

Und

Weh' denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leihn!
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden
Und äschert Städt' und Länder ein.

Das Glück der Muße, so beschränkt es nach dem Willen der Vorsehung war, die ihn bald durch schwere Krankheit heimsuchte, hat Schiller aber wirklich genossen. Er verdankte es vor allem seiner Gemahlin Charlotte, gebornen von Lengefeld. „Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her, und mein Herz findet eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich, mein Geist eine so schöne Nahrung und Erholung. Mein Dasein ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gingen mir die Tage dahin: Ich

habe meiner Geschäfte gewartet und mit mehr Zufriedenheit mit mir selbst." So schrieb er im Jahre seiner Vermählung an Gottfried Körner, und dem Vater meldete er: "Ich lebe die glücklichsten Tage, und noch nimmer war mir so wohl als wie jetzt in meinem häuslichen Kreise. Unsere ökonomische Einrichtung ist über alle meine Wünsche gut ausgefallen, und die Ordnung und der Anstand, den ich um mich herum erblicke, dient sehr dazu, meinen Geist aufzuheitern. Könnten Sie sich, beste Eltern, nur auf einen Augenblick zu mir versetzen, Sie würden sich des Glückes Ihres Sohnes freuen." Dem Verleger Götschen gegenüber äußerte er sich, von jetzt an könne er eigentlich erst sein Leben datieren. Von jetzt an kam bei Schiller und seiner Lotte auch das andere der Worte des Glaubens zu vollster Geltung:

Und die Tugend sie ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann sie üben im Leben,
Und sollt er auch straucheln überall,
Er kann nach der göttlichen streben;
Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.

Ein schönes Bild von Schillers Familienleben verdanken wir Johann Heinrich Voß dem Jüngeren, welcher einem Freunde folgendes schrieb: "Den genialen Schiller kennst Du aus seinen Werken, der geniale Schiller war groß; aber unendlich größer und liebenswürdiger noch war Schiller im Kreise der Seinigen, als Vater, Gatte und Freund. Als er nach einer schweren Krankheit genas, wie kindlich fröhlich war der Mann! Wie zählte er die Bissen, die er aß, und freute sich, daß er so kräftig wieder speisen konnte! Wie spielte der liebenswürdige Hausvater mit seinen Kindern! Er erlaubte der kleinen Karoline, sie dürfe in der Kaffeestunde bei ihm schmarozen. Die kleine sechsmonatige Emilie nahm er auf den Arm, küßte sie und sah sie mit einem Blick von verschlingender Innigkeit an, recht als wenn er sein unendliches Glück im Besitz dieses holden Kindes zu Ende denken wollte." — Und weiter lesen wir bei Voß: "Schiller sagte einmal vor einem halben Jahre bei Tisch in Gegenwart seiner Kinder: "Sie haben auch gar keine Poesie, es sind echte Philisternaturen." — Da hättest Du die Kinder hören sollen: "Papa, ich bin kein Philister, ich will kein Philister

sein," hieß es. Nun fragte ich Ernst, was ist denn ein Philister? "Es ist ein garstiges Ding," antwortete er mit Feistigkeit. Da rief ihn Schiller zu sich, drückte ihn an sein Herz und küßte ihn." — "Der Umgang im Innern der Familie Schillers hatte für den, der darin eingeweiht war, etwas äußerst Anziehendes, schreibt ein anderer Augenzeuge, und wird jedem, der ihn genossen, unvergeßlich bleiben. Er gab sich, wo er Vertrauen gefaßt hatte, ganz hin mit der vollendetsten Offenheit . . . Lotte nannte er nur die Dezenz; es war aber nicht jene nachgeahmte, die so oft aus ihrer Rolle fällt und als Rolle so widerlich ist, es war Natur. Es schickt sich nicht, war ihr höchstes Gebot." — Schillers und seiner Lotte würdig sind auch die Worte, welche ihnen Heine- mann im diesjährigen Dageimkalender widmet: "Wenn Lottens Geschick glücklich zu preisen ist, daß sie an der Seite eines Schiller hat leben dürfen, so stellte doch dieses Glück zwei große Forderungen an sie. Sie sollte sich zeigen als würdige Genossin seines hohen Geistes und als opferfreudige Pflegerin seines kranken Körpers. Es war für sie das höchste Glück, Schillers dichterischem Geistesflug zu folgen und aus seinem Munde die köstlichen Werke, bevor sie in die Deffentlichkeit traten, mit steigender Begeisterung zu hören, und für ihn wiederum war es die höchste Freude, die geliebte, an ihm mit Bewunderung emporschauende Frau teilnehmen zu lassen an den unablässig emporquellenden dichterischen Ideen." Ein sicherer Geschmack war ihr in der Harmonie ihrer Seelenfähigkeiten angeboren, ihr Gefühl ward nicht selten ein bestimmendes Urteil für ihn. Der Widerwille gegen das Gemeine lag in ihr wie in ihm. Der erfrischende Hauch blühender Phantasie wehte durch ihr Leben, und ihre Begleiterin, die Hoffnung, erhielt in Charlotten die Schiller so wohlthätige Heiterkeit. Sie ging zu seiner Lust und Wonne „einfach und still durch die eroberte Welt." Sie galt ihm „als das weibliche Ideal," von ihr sang er:

Was Du auch gibst, stets gibst Du Dich ganz, bist ewig
nur Eines,

Auch Dein zartester Hauch ist Dein harmonisches
Selbst.

Hier ist ewige Jugend, bei niemals versiegender Fülle,
Und mit der Blume zugleich brichst Du die goldene
Frucht.

Die Bewegungsfreiheit, die seinem Genius durch die Muße im häuslichen Kreise vergönnt war, wurde indessen häufig durch Schillers Kampf mit dem Schicksal und dem Verhängnis, mit Not und Sorge unterbrochen. Allerdings hatte er sich des Beistandes des selbstlos edlen Körner zu erfreuen gehabt und nachher seinen Lebensunterhalt selbst erarbeitet. Aber wenige Monate nach seiner Verheiratung brach der Körper unter der Ueberlast der Arbeit zusammen, und schwere Brustkrämpfe brachten ihn im Mai 1791 dem Tode nahe, und in Kopenhagen verbreitete sich das Gerücht, Schiller sei gestorben. Als sich dieses als unrichtig erwiesen, da waren es wieder fremde Menschen, welche durch die Betätigung edelster Menschenliebe Schillers aushalfen. Der Prinz Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, der Urgroßvater unserer Kaiserin, und dessen Freund Graf Schimmelmann enthoben ihn durch ein Geschenk von je 1000 Talern auf drei Jahre der Not. „Der Menschheit, schreiben sie, wünschen wir einen Lehrer zu erhalten;“ mit dieser Begründung schonten die Geber Schillers Unabhängigkeit und Freiheit. In gleichem Sinne erwiderte Schiller: „Nicht an Sie, sondern an die Menschheit habe ich meine Schuld abzutragen. Diese ist der gemeinschaftliche Altar, wo Sie Ihr Geschenk und ich meinen Dank niederlege.“ Und der Menschheit Würde während, hat Schiller Wort gehalten. Die ewig frischen Kränze seines Ruhmes sind auch die des Ruhmes der Geber. Freund Körner aber, dem Schiller mittheilte, er habe nun endlich Muße gewonnen, „für die Ewigkeit zu arbeiten“, erwiderte schlicht und groß: „Eine traurige Empfindung mischt sich bei mir in die Freude über Dein Glück — daß wir in einem Zeitalter und unter Menschen leben, wo eine solche Handlung angestaunt wird, die doch eigentlich so natürlich ist.“ Es gelang infolge dieser Gunst der Vorsehung dem Dichter, seine Gesundheit wieder soweit herzustellen, daß seine Leistungsfähigkeit und Schaffensfreudigkeit immerhin noch vierzehn Jahre vorhielten. Aber er hat doch auch in dieser Zeit noch mit Geldsorgen zu kämpfen gehabt, ganz abgesehen von dem Kampfe mit dauernden körperlichen Leiden. Ja es scheint, als ob er den Rest der Körner'schen Schuld — nach Tilgung aller anderen — wegen des frühen Todes nicht selbst mehr hat begleichen können. Der Dank, den ihm die Mitwelt

schuldete, statteten der Witwe und vier verwaisten Kindern der Herzog von Weimar und der Schillern innig befreundete Verlagsbuchhändler Cotta ab, welche für jene in edler Weise sorgten.

Ja, man kann sagen, mit Freundeshilfe war Schiller selbst das geworden, wozu die Reime von der Vorsehung in ihm sich gelegt befanden. Ich weiß, sagt einer der besten Schillerkenner, keinen zweiten Großen in der Geschichte der Menschheit, der sovielen treffliche Freunde gehabt hat. Fast alle haben sich gedrungen gefühlt, seiner zu gedenken, so Petersen, Konz, Hoven, Scharffenstein, Streicher, Körner, W. v. Humboldt und Goethe, und aus ihren Veröffentlichungen klingt heraus, daß er ihnen allen als der edelste galt unter allen, mit denen das Leben sie zusammen geführt hatte. Die ihn überlebten, tröstete der erhebende Gedanke, den Goethe warm und groß in die Worte gefaßt hat: „Er war unser!“ Frühe hatte Schiller die Freundschaft gesucht, früh sie gefunden, und liebend hat sie ihm und tröstend zur Seite gestanden, mit leiser und zarter Hand alle Burden geteilt; sie hat des Lebens Bürden geteilt bis zum letzten finstern Haus. Die Geschichte der Freundschaft Schillers mit den ersten Geistern der deutschen Nation ist ein Beweis für die Richtigkeit seines Wortes, dem Vortrefflichen gegenüber gibt es keine Freiheit als die Liebe. Bedeutender als Schiller war natürlich Goethe; an Edelsinn und Herzlichkeit aber gab keiner dem andern etwas nach; vertrauter noch war der Verkehr Körners mit Schiller. Wilhelm v. Humboldt war für ihn eine unendlich angenehme und nützliche Bekanntschaft, denn nichts zog Humboldt so sehr an als die Betrachtung, „wie ein merkwürdiger Mann die Bahn alles Denkens, das Gesetz an die Erscheinung zu knüpfen, über das Endliche hinaus nach dem Unendlichen zu streben, in seiner individuellen Weise durchlief.“ Dabei ging er anerkennend und aufmunternd auf Schillers Eigenart liebevoll ein. Dieses sind die Edelsten unter den Edlen des Schiller'schen Kreises gewesen. Auch anderen, wie dem Bibliothekar Reinwald in Meiningen und dem Roadjutor Dalberg in Erfurt dankte Schiller manchen Freundschaftsdienst.

Wer Freunde besitzt, ist der Freundschaft fähig. Wie sollte nicht ein solcher Dichter auch edler Liebe fähig gewesen sein? Wirkliche, frische Jugendliebe ging ihm zuerst in Bauerbach auf, als er die sechzehnjährige Charlotte von Wolzogen kennen lernte. Die Tochter seiner mütterlichen Freundin scheint indes nie mehr als unbefangene Freundschaft für ihn empfunden zu haben. Auch Katharina Baumann und Margarethe Schwan in Mannheim gewann Schiller nicht zum Bunde fürs Leben. Von Charlotte von Kalb dagegen, in welcher ihm zuerst eine geistig bedeutende Frau von sittlichem Adel entgegentrat, mit der er sich geistig eng verwandt fühlte, riß er sich nach langem Kämpfen deshalb los, weil sie ihn als Gattin bei aller Großheit der Seele nicht glücklich machen konnte. Sie ist alle Zeit des Dichters Freundin geblieben, sie führte ihn sogar in die Weimarischen Hofkreise ein, als er Dresden und Henriette von Arnim aufgegeben hatte. Zur Lebensgefährtin aber erkor er sich erst die dritte Charlotte, welcher er auf seinem Lebenspfade begegnete, Charlotte von Lengefeld, wie wir sahen, zu der er sich so mächtig hingezogen fühlte, daß das spätere Wort aus seiner „Braut von Messina“ bei ihm selbst Anwendung findet:

Und klar auf einmal fühlt' ich's in mir werden,
Die ist es, oder keine sonst auf Erden.

Wir kennen Lottens Verdienste um ihren Schiller. Auch nach seinem Verluste bewährte sie sich als seiner würdig. Ihr ganzes Leben ging zwar in der Sorge auf, die Kinder so gut zu erziehen, daß sie dem Vater an Besinnung glichen. Bei allem aber, was sie erlebte, dachte sie an ihn, wie es auf ihn gewirkt, was er geteilt haben würde. Daß sie ihn am besten gekannt, daß seine Liebe ihr alles war und blieb, aber auch ihre Liebe ihm das höchste Glück gegeben habe, das war ihre selbige Gewißheit.

Wenn es die Vorsehung fügte, daß die erste deutsche Kaiserin Augusta unter den Einwirkungen des Goetheschen Genius ihre Kindheit verbrachte, deren Mutter Goethe und Schiller noch kannten, so hat Schillers Genius durch die Vermittelung seiner Lotte auf das dereinst zu hohen Dingen bestimmte Fürstenkind eingewirkt. Lotte blieb zu dem Hofe in Weimar, wohin sie von den Herzoginnen Amalie und Luise gezogen worden, auch nach Schillers Tode in nahen Beziehungen. — Liebe

bewahrt unserem Dichter nicht allein das deutsche Volk, sondern auch unser Herrscherhaus. Im Mai des Jahres 1804 empfing ihn Preußens Königin Luise, welche ihn für Berlin zu gewinnen wünschte. Unsere deutsche Kaiserin Auguste Viktoria aber ist die Urenkelin jenes Herzogs von Augustenburg, durch dessen Gabe sich Schiller zur Arbeit im Dienste der Menschheit so sehr verpflichtet fühlte.

Diese seine Arbeit vollbrachte er im Sinne des dritten seiner Worte des Glaubens:

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wankt;
Hoch über der Zeit und dem Raume schwebt
Lebendig der höchste Gedanke;
Und ob alles im ewigen Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist!

Schillers Arbeit war die eines Lehrers der Menschheit, nicht die eines Gelehrten, wozu ihn weder die Natur noch sein Bildungsgang befähigte. Neben der Untersuchung eines Gegenstandes wollte Schiller, wie er sagte, das Ensemble seiner Gemütskräfte beschäftigen und soviel als möglich alle zugleich wirken lassen. Er wollte also nicht bloß seine Gedanken den anderen deutlich machen, sondern ihnen zugleich seine ganze Seele übergeben und auch auf ihre sinnlichen Kräfte, wie auf ihre geistigen wirken. Wenn er dichtete, war sein ganzes Innere in Aufruhr. Nach Petersens Bericht brachte Schiller seine Gedanken unter Stampfen, Schnauben und Brausen zu Papier. Als er einmal am Krankenbett saß, um den Leidenden zu beobachten, soll er dichtend in solche Erregungen und Zuckungen verfallen sein, daß der Kranke fürchtete, sein Arzt sei in Tobsucht geraten. Verstärkt wurden seine Empfindungen und Leidenschaften durch das Anhören trauriger und lebhafter Musik. Lotte nahm wieder Klavierstunden, weil er es gern hatte, wenn sie, während er, seiner dichterischen Stimmung hingegeben, im Arbeitszimmer auf und abging, in der Nebenstube spielte. Auch insofern arbeitete Schiller nicht so wie andere, als er es liebte, Stoff und Behandlung seiner Arbeit mit den Freunden durchzusprechen. Die Kritik förderte ihn in der Arbeit, denn er besaß die ungewöhnliche Fähigkeit, die fremde

Individualität ganz als verschieden zu durchschauen und aus dieser bewundernden Anschauung die Kraft zu schöpfen, die eigene nur noch entschiedener und richtiger ihren Zielen zuzuwenden. An sich selbst stellte Schiller immer höhere Anforderungen. In jedes seiner Werke legte er das Große seiner eigenen zu herrlicher Menschheit hinauf geläuterten Persönlichkeit. „Innen im Herzen spiegelte sich ihm die Welt, und ahnend empfand er im stilleren Selbst die Unendlichkeit der Natur und ihre Gesetze klarer und belebender, als sie sich in ihren einzelnen Erscheinungen dem Auge des Forschers erschloß.“ Er hat gelebt die Wahrheit, soweit er sie erkannt.

Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Kauscht der Wahrheit tief versteckter Born
und der

Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht!

II.

Schillers Werke.

Wohl liegt die Quelle der Liebe und Verehrung, welche das deutsche Volk ihm entgegenträgt, in Schillers Persönlichkeit, die sich im Drange nach Mitteilung weit über den Kreis seiner Freunde und Bekannten hinaus bei den Zeitgenossen zur Geltung brachte. Als Mittel dazu diente ihm jedoch die Feder, welche er als Schriftsteller mit unübertrefflicher Gewandtheit führte. Muß man nun auch zugeben, daß als Nebenursache solcher Berufsarbeit die bittere Notwendigkeit des Gelderwerbs einwirkte, so wäre es doch verkehrt, wie es leider geschehen ist, aus diesem Umstande einen Schluß zu ziehen auf die Beschaffenheit und den Wert seiner Leistungen, auch solcher, die in zahlreichen Zeitschriften, an denen Schiller mitarbeitete oder die er selbst herausgab, niedergelegt sind. Denn Schiller hat stets sorgfältig gearbeitet und in dem Inhalt seiner Schriften sich überall selbst und unverfälscht gegeben. Nur den Geisterseher nannte er eine Schmiererei. Wenn Schiller keine Zeile unent-

geltlich geschrieben hätte, so würde aus diesem Umstande auch nicht die geringste Milderung des Maßstabes seiner Werthschätzung sich rechtfertigen lassen. Eine unparteiische und unverblendete Nachwelt wird vielmehr noch immer finden, daß es nur die erlesensten Geister aller Zeiten sind, welche mit unserem Schiller an Lauterkeit des Strebens nach dem Wahren und Guten, nach dem Erhabenen und Schönen sich vergleichen lassen, daß es nur wenige gibt, welche wie er, trotz einer genaueren Kenntnis der Tiefen und der Höhen des menschlichen Wissens vom Sonnenglanze der Wahrheit nicht geblendet wurden. Trotz alles Ringens nach eigener Vollkommenheit und trotz der schönsten Erfolge hierin, trotz der Erfolge auch seines Strebens, „der Menschheit Würde zu bewahren,“ bleibt Schiller doch auch seiner Bestimmung, „für die Ewigkeit zu arbeiten“, sich bewußt. Daher finden wir bei ihm zwar die freudigste Gewißheit und Sicherheit seiner Ueberzeugungen, die ihn bewog, die Mit- und Nachwelt zu gleichem Geistesfluge zu ermuntern; wir sehen ihn aber auch damit beschäftigt, die Grenzen der menschlichen Erkenntnis und die Schranken menschlichen Handelns zu erkennen. Daher befeizigte er sich trotz alles Selbstbewußtseins seines Genius einer echten Bescheidenheit, die er auch andern empfahl.

Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron!

Alles ist euer! meint Schiller.

Aber auch so nicht können wir zur vollendeten Erkenntnis der Wahrheit gelangen; nur nähern können wir uns ihr; sie auf Erden zu schauen, ist und bleibt dem Menschen von der Gottheit versagt.

Es ruft

In seinem Innern eine treue Stimme:
Versuchen den Allerheiligen willst Du?

Weh' dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld;
Sie wird ihm nimmermehr erfreulich sein!

Diesem Gedankenkreise, der Erdenpilger habe sich zu bescheiden, gehört auch das tröstliche Gedicht an, „Hoffnung“ überschrieben.

Es reden und träumen die Menschen viel
Von besseren künftigen Tagen;
Nach einem glücklichen, goldenen Ziel

Sieht man sie rennen und jagen.
Die Welt wird alt und wird wieder jung,
Doch der Mensch hofft immer Verbesserung.

Die Hoffnung führt ihn ins Leben ein,
Sie umflattert den fröhlichen Knaben,
Den Jüngling begeistert ihr Zauberschein,
Sie wird mit dem Greis nicht begraben;
Denn beschließt er im Grabe den müden Lauf,
Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf.

Es ist kein leerer, schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Toren,
Im Herzen kündigt es laut sich an:
Zu was Besserm sind wir geboren.
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.

Der Geistesentwicklung eines Mannes, der so sprechen durfte, nachzugehen in zusammenhängender Betrachtung seines Lebens und seiner Werke, ist eine Aufgabe, deren Lösung einen jeden gewiß aufs innigste mit ihm besreunden wird. Manch einer von den Neueren hat dazu einen Anlauf genommen, nicht jeder erreichte das Ziel. Von den Älteren sei Karl Hoffmeister genannt, dessen geistvolles, auch heut noch brauchbares Werk u. a. der Arbeit des damaligen Direktors der Realschule zu Culm über das Thema zu Grunde liegt: „Ist Schiller oder Goethe der größere Dichter?“ (1850 und 1851.) C. J. Köhler nennt Schiller den denkenden Künstler und gibt damit den treffenden Ausdruck für den Verfasser von „Armut und Würde“, der „Briefe über ästhetische Erziehung“, der Abhandlung über „naive und sentimentalische Dichtung“. Wir dürfen hierzu die für Schillers Verständnis nützliche Bemerkung machen, daß er sich mit der bloßen Erkenntnis des Wesens der Kunst nicht begnügte, diese vielmehr in die Tat umgesetzt, daß er die Wahrheit getan wissen wollte. Zuerst unter der Ueberschrift „Schön und Erhaben“, dann unter der andern: „Die Führer des Lebens“ veröffentlichte er 1795 folgendes Gedicht:

Zweierlei Genien finds, die Dich durchs Leben geleiten;
Wohl Dir, wenn sie vereint helfend zur Seite Dir stehn!
Mit erheiterndem Spiel verkürzt Dir der eine die Reise,

Leichter an seinem Arm werden Dir Schicksal und Pflicht.
Unter Scherz und Gespräch begleitet er bis an die
Kluft Dich,

Wo an der Ewigkeit Meer schauernd der Sterbliche
steht. —

Hier empfängt Dich entschlossen und ernst und
schweigend der andre,

Trägt mit gigantischem Arm über die Tiefe Dich hin.
Nimmer widme Dich einem allein! Vertraue dem
erstern

Deine Würde nicht an, nimmer dem andern Dein
Glück.

Mit andern Worten, der Dichter ist der einzig
wahre Mensch. Wenigstens schwebte einem Schiller
dieses Ideal immer vor.

Damit im Zusammenhange steht aber auch die
Tatsache, daß Schiller der Dichter der Frauen und der
Deutschen ist. C. J. Köhlers Ausführung dieses Satzes
ist noch heute stichhaltig. Er sagt: „Die sittlichen Ideen
waren für Schiller nicht allein ein Gegenstand seiner
spekulierenden Vernunft, sondern zugleich die lebendigste
Angelegenheit seines Herzens. Deswegen dichtete er
auch immer zugleich mit dem Herzen und ersetzte das,
was seinen Gedichten an plastischer Anschaulichkeit ab-
ging, möglichst durch die Gewalt der Gefühle, die er in
sie ergoß. Seine poetischen Erzeugnisse haben nicht
immer die Lebendigkeit, welche aus einer ganz indi-
viduellen Zeichnung des Gegenstandes hervorgeht; aber
sie sind durch das warme Gemüt ihres Urhebers befeelt.
Das oft dünne durchsichtige Gewebe der Darstellung
wird dicht durch die goldenen Fäden, die der Sänger
aus seiner eigenen Seele spinnend in dasselbe einträgt.
Wie seine Gedichte aus einem sittlich gestimmten und
geweihten Gemüte entsprungen, so üben sie auch auf
jedes unverdorrene Gefühl einen wunderbaren Zauber
aus. Viele, die meisten derselben sind sehr schwer ver-
ständlich und müßten daher wenige Leser haben, wenn
nicht eine andere geheime Macht aus ihnen wirkte.
Durch das in sie gelegte, beste Herz sind sie so an-
ziehend und ergreifend. Dem geoffenbarten Gefühl des
Dichters begegnet hoch entzückt das mächtig erweckte
Gefühl des Lesers. Wahrlich, nicht allein der Kopf,

auch das Herz schon versteht, und es wäre schlimm um die begeisterte Liebe bestellt, wenn sie den langsamen Begriff abwarten müßte,

Und aus Herzenstiefen quellend,
Spottet sie der Regeln Zwang.

Den Franzosen, welche die Kunstschätze fortschleppten,
ruft er zu:

Der allein besitzt die Musen,
Der sie trägt im warmen Busen!
Dem Vandalen sind sie Stein.

Und im „Abschied vom Leser“ sagt seine Muse:

Nur wem ein Herz, empfänglich für das Schöne,
Im Busen schlägt, ist wert, daß er sie kröne.

Wegen dieses Gewichtes, welches er auf das Herz legt, ist er ja auch der Dichter der Frauen —, ist er der Dichter der Deutschen! Die Worte, die er in dem Liede „Mädchen von Orleans“ über sein gleichnamiges Drama sagt:

Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich sein,
konnte er beinahe über jedes seiner Erzeugnisse aussprechen. Die Wärme, das Feuer des Herzens schien ihm von einer wahrhaft dichterischen Anlage unzertrennlich; das Herz war ihm die Stimme des Höchsten im Menschen. Das Herz, sagt er, werde nur durch die Ideen der Vernunft gerührt. In seinem eigenen Herzen allein treffe der Dichter sein Ideal an, und dieser wolle die Einbildungskraft nur deswegen in ein bestimmtes Spiel setzen, um bestimmt auf das Herz zu wirken. Nur wenn der Dichter Geist mit Herz verbindet, will Schiller es ihm erlauben, auch die nackte sinnliche Natur darzustellen. Solche und ähnliche Ansichten, durch welche er die Humanität, von der er selbst durchdrungen war, aussprach, verteidigte und verherrlichte, erwärmten ihn bei der Ausübung. Der edelste Mensch empfiehlt bei uns den Künstler, und die freudige Liebe bahnt der Verehrung den Weg.“

Schiller ist in der That ein deutscher Dichter, weil er sich mit dem Herzen an das Herz des deutschen Volkes wendet. Dabei bediente er sich aber einer Sprache, deren ungewöhnliche Kraft sich daraus erklärt, daß sein Denken und Empfinden ganz in einander flossen, weil seine Selbsttätigkeit sich ganz in sein Empfinden,

seine Empfänglichkeit ganz in sein Denken mischte. Daraus erklärt es sich auch, daß er die Ideen, in deren Reiche er lebte, viel klarer versinnlichte, als es Klopstock, der Führer unseres Dichters in dessen Jünglingsjahren, jemals vermocht. Schillers besondere Gabe war es, Ideen und Abstrakta wunderbar lebendig in Beiwörtern und Bildern zu versinnlichen. Hier und da hat man solche Ausdrücke gesammelt, wie: der Grazie züchtiger Schleier, Lichtpfad der Kunst, Sonnenbahn der Sittlichkeit, Sklave der Sorge, der Tierheit dumpfe Schranke, die schwanke Leiter der Gefühle, der sanfte Bogen der Notwendigkeit, der Dichtung Blumenleiter, der Strahlensitz der höchsten Schöne usw. usw. Und wie in Schillers Wesen wunderbar Stärke und Milde, Würde und Anmut, leidenschaftliche Tätigkeit und schwärmerische Empfindung sich mischten, so drängte sein Stil rastlos vorwärts, zum Ziel der Handlung in seinen Dramen, zum Ziel der Untersuchung in seinen philosophischen Schriften, zur scharfen Darstellung des eigentlich Entscheidenden in den Aufsätzen zur Geschichte. Charakter, Energie, Feuer sind die Haupteigenschaften seines Stils. Mit der sorgfältigen Pflege der Schreibart erwarb er sich ein Verdienst um die deutsche Sprache, gleich groß dem eines Luther, der durch seine deutsche Bibelübersetzung der Schöpfer der neuhochdeutschen Sprache geworden, der Sprache, welche die anderen großen Dichter und Schiller zu schöner Vollendung brachten. Er hat gezeigt, daß die deutsche Sprache sich weder vor der französischen, noch vor der lateinischen, noch vor irgend einer anderen zu schämen braucht, daß sie mindestens ebensogut alle Gedanken und Gefühle ausdrücken kann, die deutsche Gelehrte und Gebildete auf lateinisch oder französisch niederzuschreiben versuchten, daß man in der deutschen Sprache Worte sprechen und Worte zusammenfügen kann, bei deren Klang alle deutschen Herzen erzittern und gewaltiger erschütterter werden als von irgendwelchem Klange der französischen oder lateinischen Sprache.

Deutsch und germanisch wie das Herz und die Sprache eines Schiller ist aber auch seine Liebe zur Natur. Es war ihm freilich nicht gegeben, etwa wie Goethe, das Besondere, das Einzelne, das Kleine in der

Natur zu zeichnen, miewohl ihm der Blick hierfür nicht fehlte; aber zum Beobachten des Lebens in der Natur fühlte er sich nicht berufen. Er besaß ein tiefes Gefühl für die erhabene Einfachheit und die Fülle der Natur, wofür das Berglied als Beispiel dienen kann. Er fühlte an sich selbst auch ihre wohlthätige Macht. „Wie sind wir doch mit aller unserer geprahnten Selbständigkeit, sagt er einmal, an die Kräfte der Natur gebunden, und was ist unser Wille, wenn die Natur versagt! Worüber ich schon fünf Wochen fruchtlos brütete, das hat ein milder Sonnenblick binnen drei Tagen in mir gelöst. Freilich mag meine bisherige Beharrlichkeit die Entwicklung vorbereitet haben, aber die Entwicklung selbst brachte mir doch die erwärmende Sonne mit.“ Der Sonne galt eines seiner ersten uns erhaltenen Gedichte. Aber nur durch das, was er der Natur leiht, reizt und entzückt sie ihn. Als Vorbild der Geschmäßigkeit und Harmonie dient sie ihm, die wir selbst zu erreichen streben sollen. Im „Euseischen Fest“ und im „Spaziergang“ bringt er diese moderne Auffassung zum Ausdruck. In dem „Euseischen Fest“ zeigt er, wie der Mensch im Bunde mit der Natur durch das Göttergeschenk des Ackerbaues zu aller höheren Kultur und Gesittung gelangte. In dem zweiten der angeführten Gedichte will er die Natur als Symbol des Ideals verstanden wissen. Der Schluß

Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns
bezeichnet die Hilfe, welche auch für den entarteten Kultur-
menschen noch immer vorhanden ist. Und:

Wohl dem! Selig muß ich ihn preisen,
Der in der Stille der ländlichen Flur,
Fern von des Lebens verworrenen Kreisen,
Kindlich liegt an der Brust der Natur.

Endlich:

Mit dem Genius steht die Natur in ewigem
Bunde;
Was der eine verspricht, leistet die andere gewiß.

Aus einer solchen Naturauffassung versteht sich auch der Kunstgriff des Dichters, mit welchem er z. B. im Tell ungeheuerliche Freveltaten der Menschen von ungewöhnlichen Vorgängen in der umgebenden Natur begleitet sein läßt.

Jedoch nur Slavensinn läßt alles über sich ergehen. Wir können ankämpfen gegen Willkür und Gewalt. Auch dieser Glaube und die darauf beruhende Freiheitsliebe ist ein deutscher Charakterzug. Schiller aber ist auch darum, weil er ihn in allen seinen Dichtungen, vorzüglich in den Dramen zeigt, ein deutscher Dichter. Das ist er ferner wohl auch deshalb, weil er die Stoffe seiner Dramen gern der modernen, insbesondere der deutschen Geschichte entnahm, wobei nur zu bedauern ist, daß er zu keiner poetischen Darstellung Friedrichs des Großen gelangte, die er allerdings wiederholt in Erwägung zog.

Der Dichter mit dem deutschen Herzen, der deutschen Zunge, der deutschen Liebe zur Natur und zur deutschen Volksart ist aber hauptsächlich darum in der ganzen Bedeutung des Wortes ein deutscher Dichter, weil er der Verkünder edeler Menschenfreiheit gewesen. Auf einem ihm allein gangbaren Wege hat er sich dem Ziele einer allseitigen Ausbildung und Vervollkommnung zum Zwecke der höchsten Kunst genähert. Er hat sich gerade auf diese Weise dem Herzen des deutschen Volkes immer näher gebracht und ist deshalb der Lieblingsdichter der Nation geworden. Wie er trotz der bestimmt und in reiferen Jahren wiederholt ausgesprochenen Absicht, sich über das Publikum zu erheben, doch unbewußt vor allem in seinen Dichtungen von ihm bestimmt wird, ist für den Beobachter ein tieferegreifendes Schauspiel.

Man hat es dem Dichter wohl zum Vorwurf gemacht, er habe im Gegensatz zu allen Anforderungen, denen ein deutscher Dichter genügen müsse, und im Eifer für der Menschen Würde sich über den Unterschied der Nationen hinweggesetzt. Aber Schiller hat die Vorzüge wie die Mängel der deutschen Volksart im Vergleich mit anderen sehr wohl gekannt und sich sehr deutlich darüber ausgesprochen. Daß ihm die Vorstellung eines geeinten und starken deutschen Vaterlandes fremd und ihm Württemberg das Vaterland war, daß ihm alle anderen, auch die deutschen Staaten als Ausland galten, welcher Einsichtige wird das mißverstehen!

Wie der Mensch an die Kräfte der Natur, so ist der Dichter gebunden an die der Nation. Durch Sturm und Ungewitter werden Wälder und Felder dem Verfalle preisgegeben, aus dem auch der wohlthätige Sonnen-

strahl nicht zu neuer Blüte verhilft, wenn der kräftige Wille eines schöpferischen Geistes fehlt. Einer Nation, welche, wie die deutsche, durch Kriegstürme und verheerende Blünderungszüge zerrüttet worden war, brachte der sonnige Friede im besten Falle ein behagliches Alltagsdasein, ein erträgliches Philisterium. Erst als der große Preußenkönig durch seine Taten der deutschen Dichtung Stoff und Inhalt gegeben, bot sich dem Genius die Möglichkeit, die Nation zu höherem Geistesfluge mit sich fortzureißen. Noch immer aber blieb die Erreichung des Zieles vollendetem Deutschtum dem einzelnen vorbehalten; ehe der Gedanke eines neuen deutschen Reichs aufkam und dieses allen Deutschen als erstrebenswert galt, sollten noch Jahrzehnte vergehen. Solange mußte es jede edle Seele im deutschen Land für sich allein versuchen, in ihrem Sinne zu vollendetem Deutschtum zu gelangen. Schiller hat dieses von ganzem Herzen und mit allen Kräften erstrebt und trat damit in den Dienst der Vorsehung, die über dem deutschen Volke waltete. Die Aufführungen seiner Dramen „Die Jungfrau von Orléans“ und „Wilhelm Tell“ ermutigten in entscheidungsvoller Zeit besonders auch die Norddeutschen zum Einsatz ihres ganzen Daseins im Kampfe für die Erhaltung der deutschen Eigenart gegen den welschen Eroberer.

Und als es schien, als ob die Deutschen in den nach dem siegreichen Ausgange der Befreiungskriege noch recht zahlreichen Vaterländern sich noch immer nicht wohl fühlten, da kam bei der Hundertjahrfeier des Geburtstages Friedrichs von Schiller im Jahre 1859 die urdeutsche Art und Kraft seines Genius zum Bewußtsein aller und überall zu segensreicher Geltung. Die Idee eines neuen deutschen Reiches erhielt in den Köpfen und Herzen der Deutschen neue Kraft. Die Deutschen besannen sich auf ihre wirkliche Heimat. Den Blitzen des deutschen Gedankens folgten die Schläge des deutschen Schwertes. Wenden wir die letzte Strophe des Gedichtes „Macht des Gesanges“:

Und wie nach hoffnungslosem Sehnen,
Nach langer Trennung bitterm Schmerz
Ein Kind mit heißen Reuetränen
Sich stürzt an seiner Mutter Herz:
So führt zu seiner Jugend Hütten,
Zu seiner Unschuld reinem Glück

Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Gesang zurück,
In der Natur getreuen Armen
Von kalten Regeln zu erwärmen,
auf Schiller selbst an, so ist er gleichsam unbewußt ein
Prophet seiner eigenen Verdienste um das deutsche
Vaterland geworden. Auch sein Gesang führte die
Deutschen zur Besinnung auf sich selbst, zu ihrer Natur-
anlage zurück, deren Grundzug ein ausgeprägter Frei-
heits Sinn ist. Germanias Söhne hörten den Ruf des
Sängers:

Uns Vaterland, ans teure schließ dich an!
Das halte fest mit Deinem ganzen Herzen!
Möchte auch der andere Ruf immer befolgt werden:
Seid einig, einig, einig!

Schillerfeier

der Königlichen Realschule zu Culum
zum 100. Todestage des Dichters.

Dienstag, den 9. Mai 1905, vormittags in der Aula
der Anstalt.

Programm.*)

1. Schülerchor: Lied an die Freude. L. van Beethoven.
2. Prolog.
3. Schülerchor: Der Menschheit
Würde H. Drees.
4. Deklamation: Das Mädchen aus
der Fremde.
Die Macht des Ge-
sanges.
5. Knabenchor: Der Alpenjäger. Fr. Kriegeskotten.
6. Deklamation: Berglied.
Der Graf von Habs-
burg.
Die Kraniche des
Ibykus.

*) Drees, H. und Kriegeskotten, Fr., Schillerfeier für höhere
Lehranstalten zum 100. Todestage des Dichters, Berlin-Groß-
Lichterfelde. Angezeigt in der Monatschrift für höhere Schulen.
IV. Jahrgang, S. 219.

7. Schülerchor: Schön ist der Friede. Fr. Kriegeskotten.
8. Deklamation: Szene aus Wallensteins Lager.
9. Schülerchor: Wohlau, Kameraden, Aus Weber.
10. Deklamation: Szene aus Wilhelm Tell.
11. Schülerchor: An's Vaterland, an's teure, Fr. Kriegeskotten.
12. Deklamation: Sängers Abschied.
13. Schülerchor: Stumm ruht der Sänger, Schottische Weise.
14. **Festrede.**
15. **Allgemeiner Schlußgesang.**

(Mel.: Deutschland, Deutschland über alles.)

Vaterland, du Hort der Lieder,
Hell erklingt dir Ruhm und Preis,
In der Dichtung Zaubergarten
Pflücktest du ein prangend Reis.
Ehre deinen deutschen Meister,
Gib der Sänger Wirken Gunst!
Also bannst du gute Geister.
Heil dir, heil dir deutsche Kunst!

Schillers Genius.

Festrede des Direktors der Realschule.

Hochverehrte Versammlung!

Was Schiller im Siegesfest den Sohn des Achilleus
fagen läßt:

Unter allen ird'schen Losen,
Hoher Vater, preis' ich deins.
Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch;
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch,

und was der Chor singt:

Tapftrer, deines Ruhmes Schimmer
Wird unsterblich sein im Lied,

das ist an Schiller selbst in Erfüllung gegangen. Zwar
hatte er nicht als Krieger gegen Kriegeshelden zu kämpfen.
Seine Waffe war vielmehr das Wort, der schöne Ge-
danke, das Schwert des Geistes. Aber durch die Tätig-

keit des Geistes überwand er die dauernde Kränklichkeit seines Körpers. Oft, wenn er gelitten, was kein anderer ertragen hätte, fand man ihn heiter, ruhig, und durch sein Nachdenken über fremde Gegenstände gelang es ihm, sich zu vergessen. Durch das Schwert des Geistes und durch Tätigkeit, die nie ermattet, gewann er aber auch den Sieg über den anderen Gegner, über die Alltäglichkeit und Plattheit seiner Zeit. Der Sieg war vollständig, und sein Ruhm steigerte sich, auch nachdem er gestorben, immer mehr. Mit einmütiger und flammender Begeisterung beging das deutsche Volk am 10. November 1859 seinen 100. Geburtstag. Damals sang der kunstsinige Bayernkönig Ludwig I.:

Es rühret sich im ganzen Vaterlande,
Vom Rhein und Main bis wo die Isar fließt,
Wie von der Ober bis zum Donaustrande,
Bis wo die Weser sich ins Meer ergießt.

Belebend jeko nur ist ein Gedanken,
Ein Name lönet nur aus jedem Mund,
Um Schiller die Gefühle jektz sich ranken
Des teutschen Volks, in allem gibt sich's kund.

Denn unser ist er! unser ja! vor allen
Der Deutschen Dichter Schiller ewig bleibt;
Wie in den Hütten, in den Königshallen
Zu Schiller die Bewundrung jeden treibt.

Dem deutschen, dem Nationaldichter also, dessen Naturanlage so ganz dem deutschen Freiheitsfinn entfeimte, galt jenes überwältigende Fest, das mit der Gewalt eines Naturereignisses aus dem Empfinden des deutschen Volks hervorbrach.

Auch heute, am 100. Todestage des Dichters, begeht Alldeutschland eine Schillerfeier. Und wenn die Einheit des deutschen Volkes, die damals gleichsam unter dem Zeichen Schillers erst erstrebt wurde, Gott seis gedankt! eine Wirklichkeit ist, wenn das neue deutsche Reich unter dem Szepter der Hohenzollern sich heute von den Völkern der Erde geachtet, vielleicht auch gefürchtet sieht, so wird darum die Dankbarkeit der Nation gegen den Dichter keine geringere und die Wertschätzung des Dichters keine andere als früher sein.

Zwar hat es nicht an Gegnern auch des toten Dichters gefehlt, und Friedrich Nietzsche reißt ihn in seiner „Goetzen-Dämmerung“ in die Schar der von ihm ohne Gnade und Barmherzigkeit Verworfenen ein, aber

über Friedrich Nietzsche und andere Schillergegner geht das deutsche Volk zur heutigen Tagesordnung über, zu einer Feier, welche zweifellos an Glanz und Umfang hinter der des Jahres 1859 nicht zurückstehen, allerdings aber eine vielleicht etwas andere Bedeutung erhalten wird.

Wir Deutschen haben, wie gesagt, keine Veranlassung mehr, uns bei der heutigen Schillerfeier in den Ausdrücken der Sehnsucht nach einem geeinten, festgeschlossenen, auf Freiheit begründeten deutschen Reiche zu gefallen, auf dessen Werden Schillers einheittliche Persönlichkeit und seine genialen Dichtungen einst so außerordentlich anregend wirkten. Wir Deutschen der Gegenwart können uns heute auch nicht mit der Betrachtung der Schwierigkeiten, des Verhängnisses, des Schicksals beschäftigen, womit Schiller zeitlebens kämpfte. Wir dürfen uns vielmehr des Glückes unseres Vaterlandes freuen, dessen Bürger, jung und alt, sich zwar sicher unter den Fittichen des Zöllernaars fühlen, jederzeit aber auch dem Schillersehen Genius folgen dürfen, wenn ihnen die Gefahr droht, von der Sorge und Last des Tages niedergedrückt zu werden. Dem Werden und Wachsen, dem Fluge von Schillers Genius zu folgen, das nur kann die Aufgabe auch unserer heutigen Feier sein.

Während Caspar Schiller durch sein praktisches, streng rechtliches Wesen auf Verstand und Charakter des Sohnes einwirkte, belebte die Mutter, deren getreues Ebenbild Friedrich war, durch ihre Fömmigkeit Geist und Gemüt. So hat man kurz und treffend die geistige Heimat beschrieben, von welcher Schillers Genius den Ausgang nahm. Durch unvergiltbare Eindrücke wurde die schwäbische Landschaft, wurden besonders die Fluren um Lorch mit ihren Hohenstaufenenerinnerungen und Ludwigsburg der Dummelplatz von Friedrich Schillers dichterischer Kindheit. In Württemberg, wo die volle Triebkraft der Zeit sich damals mehr als anderwärts regte, da erzog Friedrich Schiller sich selbst zu Höherem, nach dem sein Herz erglühte. Seine Welt aber waren ihm schon damals die Freunde. Während jedoch sein fester Charakter ihn zur vollständigen Beendigung des medizinischen Studiums, dem er auf der Militärakademie zu Stuttgart oblag, unter allen Umständen bewog, tauchte in ihm die Vorstellung eines neuen Berufs auf, der den von ihm ursprünglich gewählten, dann aber ihm

versagten Beruf eines Predigers ersetzen könne, und der poetische Genius begann seine Schwingen zu regen.

Der junge Arzt brachte nämlich aus der Karlschule die Räuber mit, jenes Trauerspiel, in welchem der Kampf des Unterdrückten gegen die Ungerechtigkeit und der Krieg gegen das Böse in der Welt unternommen wird. Jahre hindurch hatte das Stück den Jüngling innerlich beschäftigt, ohne daß es große äußere Fortschritte machte, und erst im letzten akademischen Jahre hatte es sich gestaltet, von unbezwinglichem Schaffensdrang des Genius hervorgetrieben. Von jetzt an stand klar vor Schiller das Bild des, das er werden sollte, des, das er werden wollte. Es war ein großer Augenblick des Lebens, wo der Jüngling über seine künftige Bestimmung entschied, wo er sich den eigenen Lebensweg wählte, wo ein mächtiger Entschluß den jungen vollen Geist ergriff!

Weniger gelang das zweite Jugenddrama „Fiesko“. Denn man erhält darin weder eine klare Vorstellung von der Tyrannei, die den Genuesen droht, noch von der Freiheit, welche die Verschwörung ihnen verschaffen sollte. Auch „Kabale und Liebe“, das Schiller in dem idyllisch-friedlichen Bauerbach geschrieben hat, ist, wie der „Fiesko“, mehr wie ein Intriguensstück zu würdigen. Man hat nicht ohne eine gewisse Berechtigung gemeint, es hieße viel besser „Pietät und Liebe“, denn es ist der verzweifelte Kampf zwischen der kindlichen und der bräutlichen Hingabe.

Als Schiller diesen Stoff ergriff, hatte er, wie es dem Manne ziemt, der Stimme des Genius, des eigenen inneren Berufes den Vorzug gegeben. Schillers reine Seele und sein Genie erkannte selbst der 22 Jahre ältere Kleinwald, Bibliothekar zu Meiningen, der, obwohl ihn sonst der Sturm und Drang der damaligen Jugend unangenehmberührte, während Schillers Aufenthalt zu Bauerbach die denkwürdigen Worte in sein Tagebuch schrieb: „Heute schloß mir Sch. sein Herz auf, der junge Mann, der so frühe schon die Schule des Lebens durchgemacht. Es wohnt ein außerordentlicher Geist in ihm, und ich glaube, Deutschland wird einst seinen Namen mit Stolz nennen. Ich habe die Funken gesehen, die diese vom Schicksal umdüsterten Augen sprühen, und den reichen Geist erkannt, den sie ahnen lassen. Man ahnt den kostbaren Schatz, den der Meid mit

seinen Schlacken zu befeuern trachtete, aber das Genie bricht sich Bahn, und sollten alle Leiden der Welt es überfluten."

Reinwald erlebte noch weitere Betätigungen des Schillerschen Genius, der im Freundeskreise Körners zu Leipzig und Dresden für Wahrheit und Tugend, für Glauben und Hoffnung, für Freiheit und Menschenliebe freudig sich begeisterte. Dem sein und seiner Freunde Ziel war es, sich auf dem Wege der Gottheit zu begegnen, sich groß, gut und glücklich zu machen. „Arm in Arm wollte er mit den Freunden bis vor die Falltür der Sterblichkeit dringen, wo die Linien zwischen Menschen und Geistern gezogen sind.“ So bilden das Hauptthema des in Dresden vollendeten Don Carlos die Ideen der Freundschaft und des Völkerglücks, von welchen Don Carlos und sein Freund Posa besetzt sind. Hier hat der Dichter sein Fürstenideal geschildert. Dem Fürsten ist der Bürger gegenübergestellt, Völkerglück und Fürstenglück, Freiheit und Menschenwürde sind die Gegensätze, die dieses Drama zur Anschauung bringt.

So sehr indessen Körner damals und bis an dessen Lebensende auf Schiller eingewirkt hat, auf seine Bildung, sein Streben, auf sein Empfinden und Wollen, die herrlichsten Leistungen des gottbegnadeten Genius kamen von nun an aus Jena und Weimar. Dort eröffnete sich für Schiller zunächst der Verkehr mit Wieland, auch mit Herder kam er zusammen; und wenn es auch sieben Jahre dauerte, bis Goethe sich entschloß, ihn an seine Seite zu ziehen, so wurde doch der dortige Aufenthalt für Schillers ganzes Leben von der allergrößten Bedeutung. Jetzt nämlich schlug er seinen Geist selbst höher an als bisher, weil er zu einer richtigeren Schätzung seiner selbst gelangte, zugleich aber schämte er sich seiner „Armut“, das heißt des Mangels an Kenntnis und Verständnis der wirklichen Begebenheiten. Den Mangel zu überwinden, warf er sich auf das Studium der Geschichte und das der Philosophie. Nur auf diesem Wege konnte der Dichter bei der Tiefe seines edlen Gemütes und bei der Glut seiner Phantasie zu jener vollendeten Klarheit und Sicherheit der höchsten Begriffe in Kraft und Wissenschaft gelangen, welche vor dem Sonnenglanze der Wahrheit zu bestehen vermochte.

In Schillers genialer Art lag es aber, daß er nicht bloß forschend und lernend empfing, sondern gleichzeitig

auch Neuschuf. So erklärt es sich, daß auch diese Leistungen von dem Hauche der Freiheit, welche den Kern seines Glaubens ausmachte, erfüllt sind. Die Geschichte des Abfalls der Niederlande, welche zu Schillers Berufung als Universitätsprofessor nach Jena führte, und die des dreißigjährigen Krieges braucht man zum Beweise dessen nur zu nennen.

Zur Läuterung seines Geistes, zu seiner Selbstbefreiung trug auch die Beschäftigung mit der Philosophie, insbesondere mit Kants Kritik der Urteilskraft bei. Ausdrücklich hatte Kant es ausgesprochen, die Antwort auf die Frage: Worin besteht das Schöne? (oder das Geschmacksurteil) sei von der Vollkommenheit des gefallenden Gegenstandes gänzlich unabhängig. Er sah davon ab, die Vollkommenheit begrifflich zu bestimmen, weil im Augenblicke dieses Versuches die Vorstellung des Schönen, welche nur im Gefühl vorhanden sei, verschwinde. Worauf beruht denn nun aber der Begriff des Schönen? Nach Kant sind alle Geschmacksurteile, wie sehr sie auch den Anspruch auf allgemeine Gültigkeit machen, ihrem Wesen nach subjektiv, d. h. sie hängen von dem Beobachter ab. Schiller dagegen erklärte Schönheit als gleichbedeutend mit „Freiheit in der Erscheinung“, die der betrachtende Geist dem „schönen“ Gegenstande „leihe“. Diese Beurteilung nichtfreier Wirkungen unter dem Gesichtspunkte der Freiheit nannte er ästhetisch. Freilich war damit tatsächlich doch wieder der Schwerpunkt des Geschmacksurteils oder des Begriffs des Schönen in das urteilende Subjekt verlegt. Viel war also damit nicht gewonnen. Aber bezeichnend bleibt es doch immer, daß der begeisterte Verkündiger der „Freiheit“ in ihr auch den entscheidenden Charakterzug des Schönen sieht! Großartig ist in der Tat der Gedanke, den Dichter, den Künstler, ja schon den ästhetisch empfindenden Betrachter zum Befreier der Natur werden zu lassen.

Schiller entnahm das Große nicht der Natur, er legte es in sie hinein. Sein erhabener Sinn hat das Große auch ins Leben gelegt, nicht darin gesucht. Mehr und mehr wandte sich sein Interesse von der Betrachtung des Schönen überhaupt zu der des schön empfindenden, sich schön entwickelnden Menschen, d. h. zu den Gedanken über ästhetische Erziehung. Diese legte er in

den bekannten Briefen nieder, zu denen der Aufsatz über „Anmut und Würde“ und die Briefe an den Prinzen Christian von Augustenburg nur Vorstufen sind.

In „Anmut und Würde“ bekämpfte er Kants rigoristischen Moralbegriff, der die Tugend nur in feindlichem Gegensatz zur menschlichen Neigung zu denken wußte, für den die sittliche Handlung ihren Wert verlor, sobald sie mit der Neigung übereinstimmt. „In einer schönen Seele ist es vielmehr, sagt dagegen Schiller, wo Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung harmonieren, und Grazie ist ihr Ausdruck in der Erscheinung“. Schiller hatte die Genußtattung, daß Kant, der gegen manchen Gegner auch sehr derb und schroff sein konnte, diesen Aufsatz als „das Werk einer Meisterhand“ bezeichnete. Zugleich begann aber Schiller damit eine Gedankenreihe, die von größter Wichtigkeit für seine ganze spätere Geistesarbeit geworden ist und zweifellos auch stark auf die geistige Bewegung Deutschlands eingewirkt hat.

Gerade damals hatte der hochgehende Strom der französischen Revolution das anfänglich begeisterte Staunen der Mitwelt in leidenschaftlichen Abscheu verwandelt. Auch Schiller hatte zuerst der befreienden Bewegung freundlich gegenüber gestanden, war um seiner freiheitatmenden Schriften willen sogar mit dem Bürgerrecht der französischen Republik beschenkt worden. Aber nach dem Aufkommen der Jakobinerherrschaft und nach der Hinrichtung Ludwigs XVI. wandte auch er sich mit den schärfsten Ausdrücken der Mißbilligung von der Revolution ab. Früher habe er, so bekannte er offen, an eine Epoche geglaubt, wo die Philosophie den „moralischen Weltbau“ übernehmen könnte, aber der Versuch des französischen Volkes, sich in seine heiligen Menschenrechte einzusetzen, und eine politische Freiheit zu erringen, habe bloß das Unvermögen und die Unwürdigkeit desselben an den Tag gebracht. Das Maß von Roheit und Wildheit, das hier zutage getreten, schien ihm mehr als jede Beweisführung die Notwendigkeit einer zu erstrebenden ästhetischen Kultur darzutun. — Der Zustand ästhetischer Betrachtung und Auffassung gehe aber hervor aus einem besonderen menschlichen Triebe — Spieltrieb nennt er ihn — der zwischen dem sinnlichen und dem sittlichen stehe und darum geeignet sei, beide harmonisch zu versöhnen.

In diesem Sinne durch Betätigung seines Genius auf dem Gebiete der tragischen Dichtung zu wirken, war allerdings unserem Schiller auch jetzt noch nicht vergönnt. Die Beziehungen, in welche er zu Cotta in Tübingen während eines dreivierteljährigen Aufenthaltes in der Heimat getreten, hatten vielmehr die alte schriftstellerische Neigung der Mittheilung in dem Dichter wieder belebt. Er gewann Cotta für den Plan eines großen literarischen Journals, das die ersten Geister ganz Deutschlands um sich sammeln und der Seichtigkeit und Platitude des gewöhnlichen Zeitschriftenwesens entgegenarbeiten sollte. Es waren „die Horen“, ein Unternehmen, welches auf die Dauer zwar den beabsichtigten Zweck nicht erfüllte, aber den glücklichen Anlaß bot, Schillers Genius dem Goetheschen nach Jahre langer Zurückhaltung zum Zusammenwirken endlich zu nähern. Dazu trug allerdings auch ein Gespräch bei, welches die beiden nach einer Sitzung der naturforschenden Gesellschaft in Jena führten. deren Ehrenmitglieder sie waren. Dieses Gespräch hatte jenen denkwürdigen Brief Schillers zur Folge, in welchem ein geniales Gemälde von Goethes Geiste und dessen Entwicklung enthalten ist. Goethe antwortete: „Alles, was in und an mir ist, werde ich mit Freuden mittheilen. Denn da ich sehr lebhaft fühle, daß mein Unternehmen das Maß der menschlichen Kräfte bei weitem übersteigt, so möchte ich manches bei Ihnen deponieren und dadurch nicht allein erhalten, sondern auch neu beleben.“ In der That hat Goethe später es selbst bekannt, daß gerade Schiller ihn wieder der poetischen Arbeit zugeführt habe. Dieser aber begriff, daß die so sehr verschiedenen Bahnen, auf welchen beide bisher wandelten, sie nicht wohl früher als gerade jetzt mit Nutzen zusammenführen konnten. Nun aber könne er hoffen, daß soviel von dem Wege noch übrig sein möge, sie in Gemeinschaft durchwandeln würden und mit um so größerem Gewinn, da die letzten Gefährten auf einer langen Reise sich immer am meisten zu sagen haben.

Die eigentliche Grundlage der Einigung der größten deutschen Dichter ist jedoch die Kantische Philosophie gewesen, besonders die Kritik der Urteilskraft, die auch Goethe schon seit 1790 studiert hatte. Kants Bestimmung des künstlerisch empfindenden und schaffenden Geistes war es vor allem, was Schiller interessierte, Kants

Bestimmung des Kunstwerks hatte Goethe gefesselt. Zusammengeführt wurden sie durch die Einheit, welche in beiden Betrachtungen waltete. Jene wunderbare Ergänzung der Gegensätze zu höherer Einheit, die das Wesen des Bundes bildete, vollendete sich durch einen vierzehntägigen Besuch Schillers im Hause Goethes. „Dem Vortrefflichen gegenüber gibt es keine Freiheit als die Liebe,“ so lautet Schillers Bekenntnis, nachdem er Goethes „Wilhelm Meister“ gelesen, dessen letztes Buch ihm vor der Veröffentlichung vorgelegt worden war.

Jetzt erst, nach einer Pause von sechs Jahren, nahm Schiller seine dichterische Berufsarbeit wieder auf. Die Verbindung natürlicher Wahrheit mit künstlerischem Formgefühl, wie sie nun zuerst die Balladen und dann der Wallenstein so herrlich zeigen, lag wohl ursprünglich nicht so ganz in Schillers eigenem Wesen. Er hat sie aber als notwendig erkannt und mit eisernem Fleiße gelernt. Das geht aus seinem kritischen Hauptwerke, aus dem Aufsatze „über naive und sentimentalische Dichtung“ hervor. Darin beleuchtet er das künstlerische Empfinden und Schaffen des Dichters. Goethe samt Shakespeare und Homer nennt er naive Dichter, während er sich und seinesgleichen als sentimentalisch bezeichnet und im allgemeinen (abgesehen von der genialen Ausnahme Goethes) hielt er dafür, daß wir an die sentimentalische Poesie gewiesen seien. Wo dem Naiven die Genialität fehle, da sinke sie zum Gemeinen und Alltäglichen herab. Die sentimentalische (oder reflektierende) Poesie dagegen erhalte uns auf jener Höhe, die unserem Kulturzustande, unserer Pflicht gegen uns selbst und gegen die Mitwelt entspreche. So wahrte sich Schiller seine Stellung neben Goethes Genius und neben der „Naivetät“ der antiken Dichtung. „Es ist etwas in allen modernen Dichtern, schrieb er voll Selbstgefühl an Wilhelm v. Humboldt, was sie als moderne mit einander gemein haben, und ganz und gar nicht griechischer Art ist, und wodurch sie große Dinge ausrichten.“ In seiner größten lyrischen Dichtung aber bezeichnete er als die eigene und die allgemeine menschliche Aufgabe folgendes: Kämpfe unablässig, überwinde das Alltägliche und den Mechanismus der Wirklichkeit durch die völlige innere Hingabe an das Ideal! Entfliehe der unnützen Grübeleien des Verstandes und rette dein Gemüt in das Reich der

Ideen! In „Ideal und Leben“ in dem Gedichte, was er ursprünglich „das Reich der Schatten“ nannte, heißt es:

Nur der Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schicksal flechten;
Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen,
Wandelt oben in des Lichtes Fluren
Göttlich unter Göttern die Gestalt.
Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schweben,
Werft die Angst des Irdischen von euch!
Fliehet aus dem engen, dumpfen Leben
In des Ideales Reich!

Und

Nur der Starke wird das Schicksal zwingen,
Wenn der Schwächling untersinkt.
Aber der, zuvor von Klippen eingeschlossen,
Wild und schäumend sich ergossen, —
Sanft und eben rinnt des Lebens Fluß
Durch der Schönheit stille Schattenlande.

Und weiter:

Flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken,

Nehmt die Gottheit auf in euren Willen
Und sie steigt von ihrem Weltenthron!

Auch ist es kaum als Zufall anzusehen, wenn Schiller gleichzeitig mit der Entstehung des angeführten Gedichtes sein Urtheil über das Christentum in einem Briefe an Goethe in die Worte faßte: „Hält man sich an den eigentümlichen Charakter des Christentums, der es von allen monotheistischen Religionen unterscheidet, so liegt er in nichts anderem als in der Aufhebung des Gesetzes oder des Kantischen Imperativs, an dessen Stelle das Christentum eine freie Neigung gesetzt haben will.“*)

*) Anmerkung. Die Stelle findet sich in einem Briefe vom 17. August 1795 an Goethe und lautet (Jonas IV Seite 235) wörtlich: „Ich finde in der christlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten, und die verschiedenen Erscheinungen derselben im Leben scheinen mir bloß deswegen so widrig und abgeschmackt, weil sie verfehlte Darstellungen dieses Höchsten sind. Hält man sich an den eigentümlichen Charakterzug des Christentums, der es von allen monotheistischen unterscheidet, so liegt er in nichts anderem als in der Aufhebung des Gesetzes oder des Kantischen Imperativs, an dessen Stelle das Christentum

So gestaltete sich Schillers Weltanschauung unter Anwendung des Freiheitsglaubens auf die Gebiete des Wahren oder des Denkens, des Schönen oder des Empfindens, des Sittlichen oder des auf die Gottheit gerichteten Willens zu vollendeter Klarheit. Damit bahnte er zugleich dem persönlichen Bedürfnis des modernen Kulturmenschen, der unter der Last und Unrast des Alltagslebens nach seelischer Erhebung lechzt, einen Weg, auf welchem es möglich ist, dazu zu gelangen.

Er selbst freilich mußte erst noch mit Goethe im Bunde den Kampf gegen übelwollende oder verständnislose Schriftsteller durch die Satirendichtung der Xenien aufnehmen, welche „wie Füchse mit brennenden Schwänzen ins Land der Philister“ gejagt wurden.

Dann aber begann die glänzendste Periode seines Schaffens auf dem Gebiete der Balladen, besonders aber — nach neunjähriger Pause auf dem Gebiete des Dramas. Den Wallenstein beendete Schiller im Jahre 1799. Die geschichtliche Figur des Wallenstein ist hier zu einem Bilde menschlichen, ja übermenschlichen Ringens verklärt. Wallenstein ist in der Wahl der Mittel nicht verlegen, fällt aber dem blinden Glauben an seine eigene Person, an seine Unfehlbarkeit zum Opfer. In dem

eine freie Neigung gesetzt haben will. Es ist also in seiner reinen Form Darstellung schöner Sittlichkeit oder Menschwerdung des Heiligen und in diesem Sinne die einzige ästhetische Religion; daher ich es mir auch erkläre, warum diese Religion bei der weiblichen Natur soviel Glück gemacht, und nur in Weibern noch in einer gewissen erträglichen Form angetroffen wird.“ Für Schillers Religionsauffassung bezeichnend ist auch folgende Stelle aus einem Briefe vom 16. Juli 1804 an Friedrich Zelter Jonas VII S. 165): „Daß es hohe Zeit ist, etwas für die Kunst zu tun, fühlen wenige, aber daß es mit der Religion nicht so bleiben kann, wie es ist, läßt sich allen begreiflich machen. Und da man sich schämt, selbst Religion zu haben, und für aufgeklärt passiren will, so muß man sehr froh sein, der Religion von der Kunst aus zu Hilfe kommen zu können. . . . Berlin hat in den dunkeln Zeiten des Aberglaubens zuerst die Fackel einer vernünftigen Religionsfreiheit angezündet; dies war damals ein Ruhm und ein Bedürfnis. Jetzt, in den Zeiten des Unglaubens, ist ein anderer Ruhm zu erlangen, ohne den ersten einzubüßen, es gebe nun auch die Wärme zu dem Lichte und veredele den Protestantismus, dessen Metropole es einmal zu sein bestimmt ist, Ich wünschte nur auf sechs Wochen ein Berlinischer Mademiter zu sein, um einen Beruf zu haben, mich über diese Sache vernehmen zu lassen, aber es fehlt ja dazu nicht an Leuten, und sollte nicht z. B. Schleiermacher der Mann dazu sein?“

hymnusartigen Reiterliede erreichte die Idealisierung der handelnden Personen ihren Gipfel; Bürger und Bauern sind verschwunden, und die Lichtgestalt des Soldaten stürmt allein durch den schrankenlosen Raum. Und so unmöglich es scheint, der verheerende Wallensteinsche Soldat ist hier wirklich zum Träger des persönlichen Schillerschen Idealismus geworden. In den Versen:

Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Wie wird euch das Leben gewonnen sein,
liegt die ganze Erhabenheit Schillerscher Lebensauffassung beschlossen. Ähnlich liegt die Sache bei den anderen Dramen, in welchen Schillers Genius sich gleichfalls herrlich betätigte. Im Tell, der allein nur noch genannt sei, jagen die Schweizer nicht einem unfaßbaren Phantom der Freiheit nach. Vielmehr:

„Wir haben stets die Freiheit uns bewahrt,
Freiwillig wählten wir den Schirm der Kaiser,
Wir wollen frei sein, wie die Völker waren.“

Es ist ein patriarchalisches Stück. Uttinghausen, Walter Fürst, Stauffacher, Reding, alles sind ehrfurchterweckende mild herrschende, aber doch herrschende Gestalten. Die Jugend (Melchthal, Rudenz) kommt dadurch in etwas gedrückte Stellung; immer wieder mußte sie sich sagen lassen, daß sie noch jung ist. Der Erfolg auch seines letzten Stückes täuschte Schillers Erwartungen nicht. Der berühmte Schauspieler Jffland schrieb ihm darüber: „Ich reiche Herz und Hand Ihrem Genius entgegen! Welch ein Werk! Welche Fülle, Kraft, Blüte und Allgewalt! Gott erhalte Sie! Amen!“

Dieser Wunsch sollte freilich nicht in Erfüllung gehen. Mitten in der Arbeit am Demetrius wurde Schiller heute vor hundert Jahren vom Tode überrascht. Die Anlage dieses*) Werkes deutet daraufhin, daß Schiller auf der Bahn dramatischen Schaffens zu einer neuen, tieferen und gewaltigeren Art der Darstellung überging. Keiner hat seine Pläne der Vollendung entgegengeführt.

*) Anmerkung. Mit dem „Demetrius“ hat der Schillersche Genius auf seinem letzten Fluge auch unsern Osten gestreift. Vgl. A. Warshawer, Der polnische Reichstag von 1603. Historische Monatsblätter für die Provinz Posen. 1906. Seite 66 ff.

and/

So gef
Anwendung
Wahren od
pfindens, d
richteten W
er zugleich
Kulturmens
Alltagslebe
Weg, auf

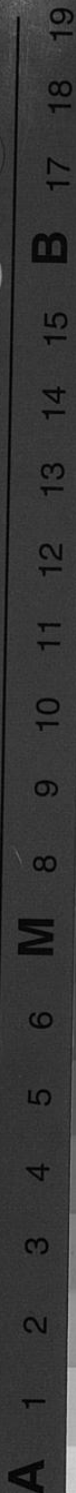
Er fell
Bunde den
lose Schrif
aufnehmen,
zen ins La

Dann
Schaffens
aber — no
Dramas.
1799. Die
zu einem B
verklärt.
verlegen, f
Person, a

eine freie M
Form Darst
Heiligen m
daher ich
weiblichen
noch in ei
Für Schille
Stelle aus
Jonas VII
zu tun, sūt
bleiben kan
da man sic
passieren w
Kunst aus
den dunkel
vernünftige
Ruhm und
ist ein and
es gebe nu
Protestanti
ist, Ich w
müher zu se
vernehmen
sollte nicht

© The Tiffen Company, 2007

TIFFEN® Gray Scale



unter
ete des
s Em=
eit ge=
bahnte
dernen
st des
einen
langen.
ethe im
indnis=
Xenien
chwän=

seines
sonders
iete des
t Jahre
ist hier
Kringens
el nicht
e eigene
In dem

er reinen
ung des
Religion;
n bei der
Weibern
n wird."
folgende
ich Zelter
die Kunst
a nicht so
jen. Und
aufgeklärt
n von der
n hat in
stel einer
amals ein
glaubens,
nzubüßen,
redle den
bestimmt
er Wade=
iese Sache
uten, und



Keiner hat es gekonnt. Dem deutschen Volke aber ziemt es, nicht darüber zu klagen, sondern die Freude am deutschen Vaterlande durch Nachahmung Schillers zum Ausdruck zu bringen: In dem Kampfe für Wahrheit und Schönheit, für Freiheit und Recht sich zu beteiligen und zu diesem Kampfe um die edelsten Güter der Menschheit auch die deutsche Jugend anzuleiten! Möge dieses das Ergebnis auch unserer Schillerfeier sein! Möge die Schillerfeier Alldeutschlands allen Deutschen zum Segen gereichen! Mögen insbesondere immer neue Keime aufgehen und sprießen im Reiche der deutschen Wissenschaft und der deutschen Kunst, bis daß es der Vorsehung gefalle, wieder einmal einen Genius zu entsenden, schön und erhaben, wie der unseres Schiller. Das walte Gott!

